

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Heft I.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften,
vierteljährlich 2¹/₂ M.

Berlin, 16. Februar 1890.

Große Ausgabe mit allen Kupfern
vierteljährlich 4¹/₂ M.

XVII. Jahrg.

Der Herr Senator.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Man konnte sich auf das verlassen, was der junge Bürgermeister sprach, er war kein Mann von vielen Worten, doch ein Mann von Wort und gleicherweise von Willenskraft. Er hatte um seines Vaters willen die schwierige Stellung übernommen, wollte das Peinliche ihrer Bedeutungslosigkeit schweigend tragen und that's. Wie bei den meisten Dingen mochte freilich auch daran der Anfang die stärkste Ueberwindung gekostet haben und Gewöhnung den Fortgang mehr und mehr erleichtern. Wenigstens verrieth nichts mehr die anfängliche innere Mißbefriedigung Folkerts, die wohl auch zu einer Reizbarkeit seines Gemüthes gegen Dode beigetragen hatte. Tina war von seinem Verhalten der Letzteren gegenüber zugleich erfreut und überrascht. Sie vermochte sich den Ursprung dieser Umänderung nicht aufzuhellen, erhielt indeß bei einer gelegentlich leicht

vorgebrachten Frage nur eine nichtsbefagende Erwiderung und kannte ihren Bruder zu genau, daß ihm keine Kundgabe über etwas zu entringen sei, was er in sich verschließen wollte. Dazu aber fühlte er die Pflicht; er hatte dem Vater über die Auskunftertheilung in Bezug auf Dode zu schweigen gelobt, und auch diese besaß unbewußt ein Recht, die Geheimhaltung von ihm zu fordern. Eine Wandlung seines Benehmens gegen sie konnte ihr ebenfalls nicht entgehen. Seine Natur war, wie er selbst gesagt, nicht dahin geartet, durch äußere Liebenswürdigkeit einzunehmen, aber er behandelte Dode mit höflicher Rücksicht, ließ nicht mehr durchempfinden, daß er ihr die Berechtigung zu ihrer Stellung im Hause streitig mache.

Der Sommerfortgang beschränkte jetzt zumeist auf den häuslichen Aufenthalt, die Witterung war andauernd unerfreulich geworden, im Garten hing Alles regenschwer nieder, und sich mehrfach folgend, brachen heftige Stürme starkes Gezweig von den Bäumen. An ein Auffuchen ihres Waldplatzes ließ sich für Dode nicht denken; das graue Licht und feuchtkalte Luft konnten nicht umhin, einen sich in Unlust zum Sprechen äußern-

den Einfluß auf die Stimmung der Hausbewohner zu üben. Nur Tina, die sich immer Gleichbleibende, machte davon eine Ausnahme, sie bedurfte der Sonne nicht für ihr ruhiges Ebenmaß still befriedigten Sinnes, der durch Einwirkung von außen keine Trübung erlitt. Aber sie war eines Nachmittags verwundert, wie die anhaltende melancholische Regenzeit sogar bei dem nüchternen Gemüthe des alten Buchhalters Jakob Carstens sich geltend machte. Seine Natur besaß allerdings Wortfarges, doch unterließ er nie, ihr achtsam bei einer Begegnung die Tageszeit zu bieten; heut' indeß ging er auf dem Flur ohne ein „Guten Abend, Fräulein Tina!“ dicht an ihr vorüber. Freilich lag schon ein frühes, trübes Zwitterlicht umher, aber er mußte sie bemerkt haben, da sein Fuß zur Seite vor ihr ausgebogen; es blieb nur anzunehmen, daß er sie nicht erkannt, vielleicht für eine Magd gehalten. Er klopfte nach kurzem Stehenbleiben vor der Thür des Senators an diese an und trat auf den Hereinruf ein. Sundermann drehte den Kopf, sah dem Herzutommenden mit einem gedankenabwesenden Blick entgegen und fragte dann: „Was haben Sie?“ Es handelte sich um eine unbedeutende Geschäfts-



Zwiegespräch. Von Philipp Frank. — Siehe Seite 31.

Angelegenheit, die mit kurzen Worten Erledigung fand. Doch der Buchhalter blieb danach noch stehen, sodas der Andere abermals die bereits zurückgewandten Augen umkehrte. „Ist noch etwas, Carstens?“

„Nein, Herr Se—senator.“ Der Antwortende hielt ein wenig an, eh' er nachsagte: „Entschuldigen, Herr Se—senator nur die Frage, ob noch keine Nachricht von der ‚Tina‘ da ist.“

„Nein. Warum meinen Sie?“

„Es ist blos — entschuldigen Herr Se—senator, wenn ich daran erinnere, das in vierzehn Tagen der Ha—Hamburger Wechsel fällig wird, und —“

„Was und, Carstens?“

Der Buchhalter machte eine ungewisse Handbewegung, als ob er nach etwas vor ihm Fortweichenden zu fassen suche, und begleitete sie mit den mehr als sonst anstößenden Worten: „Ich bin nicht da—dazu im St—stande, Herr Se—senator.“

„Natürlich nicht. Das ist ja auch keine Zahlung, die Sie bestreiten können. Ich werde dafür sorgen; es ist gut, das Sie mich erinnert haben.“

Eine Bewegung verabschiedete Carstens, der Zurückbleibende stützte eine Weile mit übergebeugtem Kopfe seine Stirn in die Hand. So saß er, langsam und tief athmend; dann stand er plötzlich auf, zog die Klingelschnur und gab Auftrag, seine Arbeitslampe zu bringen. Als die Magd sich entfernt hatte, drehte er hinter ihr den Schlüssel der Thür herum, ließ die Koulour an den Fenstern herab und versenkte sich in eifrige Thätigkeit an einem Foliobuche, das er aus einem Verchluß des Schreibtiisches hervorgezogen. Er rechnete lange Zahlenreihen durch und übertrug die Ergebnisse auf ein Notizblatt; offenbar hatte er die Thür verschlossen, um nicht dabei gestört und durch eine Dazwischenkunft in der Wichtigkeit der Summirung beirrt zu werden. Wohl eine Stunde lang ganz seiner Beschäftigung hingegeben, fuhr er zusammen, als es von draußen klopfte, und blickte sich verwirrt um, sodas eine Pause verging, eh' er rief: „Wer ist da?“ Eine bescheidene Antwort erfolgte: „Ich, — wenn ich störe, Herr Senator, so will ich —“. Es war Asmus Velenmerz's Stimme; nach dem Gesichtsausdruck schwebte Gundermann ein „Ja“ auf der Zunge, doch er bezwang sich, legte rasch das Buch in's Schubfach zurück und öffnete die Thür. „Ein unermutheter Besuch bei dem schlechten Wetter, Herr Velenmerz, aber um so erfreulicher.“

Der Gutsbesitzer erwiderte eintretend:

„Wenn ich nicht unangelegen komme, Herr Senator — aus dem Regen machen wir Landleute uns nichts. Ich hatte noch in der Stadt zu thun und war lange nicht bei Ihnen vorgelehrt, und auf dem Hofe ist es am Abend auch so einsam, — es befindet sich doch Alles wohl in Ihrem Hause, Herr Senator?“

„Ja, zu Dank.“ Gundermann sah dem Ankömmling halb am Gesicht vorbei und fügte nach: „Sie sollten nicht länger so einsam bleiben, lieber Freund, sondern sich verheirathen.“

„Meinen Herr Senator? Ja, gedacht hab' ich es auch wohl schon — und wüßte vielleicht auch —“

„Sie müßten eine tüchtige, wirtschaftliche Frau haben von ruhigem, zufriedenen Sinne, die zu Ihnen paßt, Ihnen zugleich das Leben heiter, gesellig und das leere Haus anheimelnd macht.“

„Ja, eine solche, Herr Senator, — ich glaube wohl, das ich grad' eine solche wüßte.“

„Aber warum warten Sie denn noch immer, lieber Velenmerz? Sie sind doch nicht so jung mehr, unnötig Zeit auf's Spiel zu setzen.“

Der Angesprochene drehte seine Hände umeinander. „Meinen Sie, das ich es wagen dürfte, Herr Senator? Es ist, — aus mir ist nicht das geworden, was vielleicht werden gekonnt hätte, wenn mein Leben anders gegangen wäre, und ich fühle wohl, das ich dem Mädchen nicht an Bildung und Wissen gleich bin, — sie ist auch viel jünger als ich, — und ich weiß nicht, ob sie und ihr Vater, der sehr angesehen ist —“

„Sie sind ein rechtschaffener, tüchtiger Mann,“ fiel der Senator ein, „und dazu von einer Lebenslage, das ich mir nicht denken kann, ein Vater sollte es nicht als ein Glück für seine Tochter ansehen, Sie zum Schwiegerjohnne zu erhalten. Um seine Zustimmung würde ich in Ihrer Stelle keine Besorgnis hegen, die Hauptsache bedünkt mich, das Sie sich der Einwilligung der Tochter versichern. Wenn sie nicht befragt wird, kann sie auch nicht antworten, und so lange das nicht geschieht, erscheinen Mädchen in ihrem Benehmen oft anders, als sie innerlich Besinnung in sich tragen.“

„Ja, — Sie sind verheirathet gewesen, Herr Senator,“ erwiderte Asmus Velenmerz, etwas wie Jakob Carstens stotternd, „und wissen das besser, als ich — und ich will — wenn Sie so sprechen —“

Die Thür ging auf, und Tina kam, um den Vater zu fragen, ob er noch mit dem Abendessen warten wolle. Sie bot dem Besucher, von dessen Anwesenheit sie nicht gewußt, nach gewohntem Herkommen freundlich die Hand; Gundermann sagte: „Herr Velenmerz hat sich noch durch

den Regen herausgemacht, um sich zu erkundigen, ob bei uns Alles wohl stehe.“ Nicht in den Worten, aber im Ton und einem Blick des Sprechers auf seine Tochter lag, das es sich um das Befinden Tina's dabei handle; es war eine Einleitung und Unterstützung, dem Jaghaften sogleich zur Ausführung seines eben kundgegebenen Willensentschlusses zu verhelfen. Doch vor den heiter unbefangenen auf ihn gerichteten Augen Tina's fand er den Muth nicht, sondern knüpfte nur in verlegener Hast an: „Ja, hoffentlich geht es Ihnen auch gut, Fräulein Tina,“ indem er einen hörbaren Nachdruck auf dem „auch“ ruhen ließ. Sie entgegnete scherzend: „Ich danke; Sie wissen, was das Sprüchwort vom Unkraut sagt,“ und lud zum Hinüberkommen in's Eßzimmer ein. So gingen sie; der Senator glitt sich, nachfolgend, einmal mit seinem Taschentuch über die Stirn. Bei geschlossenen Fenstern, wohl mit dem Brennen der Lampe verbunden, ward es doch dumpfischwül in der Stube, und einige feuchte Tropfen standen ihm am grauen Haarrand.

Der junge Bürgermeister war noch nicht zugegen, er verspätete sich öfter auf dem Rathhause, kam indeß heute bald nachdem man sich zu Tisch gesetzt. Dode bereitete gemäß der Theilung der häuslichen Obliegenheiten zwischen den beiden Mädchen den Thee und schenkte ihn ein; wie sie bei dieser Beschäftigung ein wenig vorgebückt stand, ging von ihrer Erscheinung ein berückender Zauber aus. Sie ward vom Lichtscheine der mattgeschliffenen Glaskugel der Astral-Lampe nur schwach angehell, aber gerade dies halb Hervortretende und halb Verschwindende der Gestalt und Gesichtszüge gab ihr etwas Besonderes, wie der Wirklichkeit Entrücktes, das sie sich gleich einem Rembrandt'schen Bilde weichheimlichvoll sowohl vom dunklen Hintergrunde abhob, als mit ihm zusammenfloß. Ihre Augen schienen, wie fast immer in letzter Zeit ermüdet, denn während der Hantirung senkten sich ihr die Lider jetzt einmal beinahe völlig herunter und veranlaßten Tina zu der Aeußerung: „Ich glaube, Du schenst vorbei, Dode.“ Gleichzeitig sagte Velenmerz: „Mich dünkt, die Lampe wird dunkel, sie ist vielleicht nicht aufgepumpt.“ Es war eine jener Lampen der Zeit, bei denen ab und zu das Del durch Umdrehung einer Kurbel wieder aus dem unteren Behälter herausgeholt werden mußte; Dode öffnete auf die Warnung hin erschreckt die Augen und streckte mechanisch die Hand nach dem Drehgriff der Lampe, deren in Stand-Haltung ihr ebenfalls oblag. Da auch Follart zugleich das Nämliche that, trafen seine Finger auf die ihrigen; nur einen Moment lang, denn seine Hand zuckte jäh wieder zurück. So deutlich gab die ruckhafte Bewegung, wie von etwas Widrigem fort, kund, die Berührung der Finger Dode's habe sie veranlaßt, das Tina, um den peinlichen Eindruck abzuschwächen, fragte: „Hast Du Dich gebrannt, Follart? Die Kurbel ist manchmal heiß, und Ihr Männer seid empfindlicher; unvereins ist an solches Anfassen mehr gewöhnt.“ Das Hinzusetzen des letzteren bezweckte merklich zu begründen, weshalb es Dode jetzt möglich falle, ohne schmerzhaftes Empfinden der Hitze methodisch die Lampe aufzuziehen. Ihre Gesichtsfarbe war fast weiß geworden, sie schien mit der anderen Hand auf dem Tisch eine Stütze suchen zu müssen. Die Gegenwart des Fremden erhöhte das Peinliche des kurzen Vorganges; Follart erwiderte: „Ja, es ist heiß und ich war ungeschickt,“ und um abzulenken, fügte er rasch, mit dem Bestreben unbefangenen Sprechens nach: „Ich wollte Dich fragen, lieber Vater, befindet sich das städtische Hauptrechnungsbuch bei Dir? Mir fiel erwünscht, etwas darin nachzusehen, aber ich fand es auf dem Rathhause nicht.“

Der unerwartet Angesprochene hatte nach Dode hingeblickt und mochte durch die Frage unvermittelt aus anderer Gedankenwelt aufgerissen werden. Seine Hand lag am Untersage seiner Tasse, der darauf befindliche Theelöffel rüttelte sich mit einem leisen Gekirr, dann drehte der Senator den Kopf und antwortete: „Das Hauptbuch, — es ist möglich, das es in meiner Stube, — wohin willst Du, Kind?“

Das Letzte war rasch an Dode gerichtet, die eine Bewegung gemacht, das Zimmer zu verlassen. Sie entgegnete halblaut: „Mir ist nicht ganz wohl, mich friert etwas, ich will lieber —“ Gundermann fiel ein: „Ja, es ist kühl, — bleib' — wir müssen unserm Gast, eh' er durch die Regenmacht zurück soll, etwas Wärmendes bieten, das wird Dir auch gut thun. Nicht wahr, ein Glas Punsch, lieber Velenmerz? Ich hätte für mich ebenfalls nichts dagegen.“

Tina ging hinaus, ordnete das Nöthige an und lehrte bald mit dampfendem Getränk in der breitgebauchten „Terrine“ zurück. Es besaß in der That Zeitgemäßes, die Temperatur hatte fast Spätherbstliches an sich. Gundermann gab besonders Acht, das Glas des Gastes selbst wieder zu füllen, und dieser leerte es mehrfach; es schien, das Beide den nämlichen Zweck im Auge hielten, der auch in einem lebhafter angeregten Zustande des Gutsheeren erreicht ward. Er sprach gewandter als sonst und empfand dies offenbar mit einem

beglückenden Gefühl, sich vor Tina in günstigem Lichte zeigen zu können; doch stockte ihm das Wort ungelent im Munde, wenn er einen Versuch machte, es an sie selbst zu richten. Dode war geblieben, sie hatte nur ein Oeringes aus ihrem Glase getrunken, saß danach aber hochaufgeglühten Antlitzes, wie Blässe und Röthe oft hastig auf ihrem Gesicht wechselten; ihre anregbare Natur fiel schnell von einem Gegensatz in den anderen. Sie betheiligte sich jetzt auch an der Unterhaltung, manchmal sogar unter einem, ihren Lippen fremdstehenden Lachen; nur Aeußerungen Follart's ließ sie unbeachtet, wie er die ihrigen. Am stärksten übte der Punsch seine Einwirkung auf den Senator; kaum Jemand am Tische konnte sich erinnern, ihn so heiter gesehen zu haben. Er erzählte fröhliche Erinnerungen aus seiner Kinderzeit, darunter eine, die er zwar nicht in Wirklichkeit und doch sonderbar erlebt hatte. Ihm war eine Geschichte bekannt worden, in der ein armer, abgeplagter Knecht, allein zurückgeblieben, auf der Dienbank eingeschlafen lag, während im Nachbarhause eine reiche Bauernhochzeit gefeiert wurde. Da kam um Mitternacht ein Zwerglein aus dem Keller herauf, dem ein ganzer Schwarm ebenso kleiner Knirpse nachfolgte. Sie trugen Körbchen am Arm, glaubten, der vom Gehäusch und Geräusch aufgewachte Knecht schlafe, und riefen in den Keller hinunter: „Smit den Hot herup!“ Ein graues Hütchen flog herauf, das sich Einer auf den Kopf setzte und dadurch sofort unsichtbar ward; immer einer um den andern, denn es kamen immer mehr Hüte, bis alle verschwunden waren. Nun stand der Knecht auf, ging an die Kelleröffnung und rief auch: „Smit den Hot herup!“ Von unten kam die Antwort: „Is keen mehr da, as Grotvadder sin.“ Aber er wiederholte ruhig: „Smit em herup!“ Der Hut kam, und mit diesem gewahrte er jetzt die ganze Zwergschaar wieder, wie sie zu dem Hochzeitshause hinüber wimmelte. Reugierig folgte er dahin nach und sah die winzigen Geschöpfe, von den Hochzeitsgästen ungesehen, auf den Tisch klettern, von den Schüsseln essen, aus den Gläsern nippen und ihre Körbchen vollpacken. Daraus wuchs ihm Verlangen und Muth, es unter des Großvaters Hut ebenso zu machen; er griff zu und aß und trank nach Herzenslust, und da er künftig überall unbemerkt nehmen konnte, was ihm gefiel, so ward aus dem armen Knecht ein reicher Bauernhof-Besitzer, der in Freuden und Herrlichkeit lebte.

Diese Geschichte war als Knaben dem Senator, in dessen Vaterhause es sehr sparjam zugeht, im Traum wiedergekommen, und er hatte geträumt, das er lange auf dem Boden zwischen Staub und Spinnweb nach dem Hute seines Großvaters herumgesucht. Dann fand er denselben auch glücklich, setzte ihn auf, war nun ebenso unsichtbar, wie der Knecht es gewesen, und ging in die Stube hinunter, wo gerade sein Lieblings-Gericht auf dem Tische stand. Davon aß er, ohne das die dabei sitzenden Eltern es wahrnahmen, so viel als er nur mochte, aber plötzlich holte sein Vater mit der Hand aus, um nach einer Fliege zu greifen, und schlug ihm dabei den Hut vom Kopfe. Da stand er mit den Fingern in der Schüssel vor Aller Augen da, und in heftigem Schreck war Gundermann mit dem Dankgefühl aufgewacht: Gottlob, das es nur ein Traum gewesen!

Wie er damit schloß, sagte Asmus Velenmerz: „Ja, im Traum thut und redet man zuweilen etwas, was man im Wachen nicht herausbringt.“ Er hatte die Absicht, Tina bei der Bemerkung anzusehen, verlor aber auf halbem Wege den Muth dazu und blieb mit dem Blick auf dem Gesicht Follart's haften. Dieser erwiderte: „So, ich weiß davon nichts, denn ich träume nicht,“ wandte indeß zugleich seine Augen zum Vater hinüber und fügte nach: „Diese Zwergen-Geschichte gehört zu den Volkssagen, die man meines Erachtens Kindern nicht erzählen sollte. Eine lebhaftere Phantasie kann dadurch so beeinflusst werden, das ein nicht wieder gutzumachender Schaden d'raus aufsteimt.“

Der Senator antwortete: „Zwiefeln? Ich verstehe nicht, was Du meinst.“

„Ich meine als Jurist und Mensch, lieber Vater, wenn der arme Knecht vermittelst des unsichtbar machenden Hutes schließlich zum reichen Hofbesitzer heraufgekommen, so ist er das durch späteren Diebstahl im Großen geworden, wie er mit dem kleinen am Hochzeits-tische angefangen. Das er dafür in Freude und Herrlichkeit fortlebt, anstatt in's Zuchthaus zu gerathen, ist zweifellos ein schlimmer demoralisirender Zug der Sage. Dein Traum handelt ganz anders und läßt auf das Vergehen, wenn es auch an sich geringfügig und knabenhaft ist, die Strafe folgen. Das wäre gleicherweise die rechte Moral für die Geschichte des Knechtes gewesen: Unredlichkeit, auch wenn sie sich noch so gut verborgen halte, bleibe doch nicht unentdeckt, sondern gerathe am Ende einmal durch einen Zufall, dessen sich die Gerechtigkeit bedient, an den Tag und zum Urtheilsspruch.“

Die Worte Follart's regten ein wenig das Gefühl, als sei es ihm erwünscht gefallen, sich auf die zuvor an ihn gerichtete Aeußerung von Velenmerz eingehend

über einen anderen Gegenstand aussprechen zu können. Sundermann hatte während dessen sein Glas an die Lippen geführt, hörte indeß, ohne zu trinken, und erwiderte dann, den unberührten Punsch vom Munde absetzend: „Das ist ein Gesichtspunkt, der mir noch nicht gekommen. — ich glaube, Du siehst die Märchenfabel, wie Du vorausgeschickt, zu sehr als Jurist an, Follart. Mir scheint, sie will kundgeben, wie ein Mensch, der ein Recht hat, ein menschliches Leben zu führen, daran aber durch unverschuldete Verhältnisse behindert wird, durch den Beistand gleichsam einer geheimen hülfreichen Naturkraft dazu gelangt.“

„Aber auf Kosten der Rechtsschaffenheit, lieber Vater,“ wandte Follart ein.

Die Wanduhr auf dem Flur schlug, der Senator blickte auf die feine und sagte überrascht: „Schon zehn Uhr?“ Er griff wieder nach seinem Glase, das er diesmal ausleerte; es lag kein beabsichtigtes Zeichen darin, doch der Gast faßte es so auf und erhob sich vom Stuhl. Sundermann fragte: „Sie wollen doch noch nicht fort? Ich habe nur etwas gesagt, das mir gerade eingefallen. — wenn man mit fröhlich gelöster Zunge zusammensteht, soll man nicht auf die Stunde achten, wer weiß, ob sie sich bald so wieder bringt. Sie haben uns mancherlei Neues erzählt, Ihnen kommt bei'm Punsch gewiß noch etwas Gutes.“

Der Angesprochene stand ungewiß, doch Tina äußerte jetzt: „Herr Velenmerz ist zu Fuß in der Stadt und hat fast eine Stunde durch die Regennacht bis nach Haus. Die müssen wir wohl für ihn mit in Rechnung ziehen, wenn es für uns auch noch nicht spät ist.“

„Ja, gewiß, — beinah' eine Stunde, — ich danke Ihnen, Fräulein Tina, daß Sie für mich bedacht sind. Ich wäre gern noch geblieben, aber es ist besser, Herr Senator, daß ich ein andermal, — meinen besten Dank für die freundliche Aufnahme, der Abend war so hübsch. Vielleicht darf ich hoffen, — wenn das Wetter sich bessert, — Sie auch bald einmal draußen bei mir zu sehen. Ich will Verbesserungen an meinem Hause treffen. — Sie kennen es, glaube ich, im Innern kaum und könnten mir vielleicht rathen, Fräulein Tina. Ich wäre Ihnen sehr dankbar dafür; ein Mann, der ganz allein in der Welt ist, versteht so wenig davon, was einem feineren Geschmack wohlgefällt.“

Die vom Punsch beredete Zunge des Abschiednehmenden brachte es halb noch im Zimmer hervor, halb während er sich auf dem Flur in seinen gelblichen Mackintosh einwickelte. Dann schloß Sundermann die Hausthür hinter dem Fortgegangenen, die Zurückgebliebenen nahmen ihre Leuchter und wünschten sich Gutenacht. Es war zu empfinden, daß Follart noch einem Vorwande suchte, keines Grußaustausches mit Dode benötigt zu werden und ihr Davongehen nicht bemerken zu müssen. Ihr den Rücken zugelehrt haltend, trat er noch mit dem Senator gegen die Stubenthür desselben hinan und sprach: „Mir ist's zu früh, um schon zu schlafen, lieber Vater; wenn Du mir das Hauptbuch, dessen ich vorhin Erwähnung that, noch herausgeben wolltest, könnte ich mir vielleicht die Augen an den Zahlen etwas ermüden.“

„Jetzt noch? Ja, — wenn Du es wünschst“ — Sundermann griff in die Tasche, — „wo ist denn? Ich muß den Schlüssel verlegt haben, will drinnen nachsuchen.“

Der Schritt Dode's erzeugte, wie immer, keinen Laut, aber ein über den Flur herabfallender Lichtschein ließ auch bei abgewendetem Gesicht erkennen, daß sie mit ihrem Licht die Treppe hinansteige, und Follart antwortete: „Nein, dann bemühe Dich nicht erst, lieber Vater, — morgen, — ich finde heut' Abend droben wohl noch etwas Anderes für meinen Zweck. Gute Nacht!“

Der junge Mann beschäftigte sich noch eine Minute lang mit der Lichtscheere an dem Docht seiner Kerze, dann stieg er ebenfalls die Treppe empor. Als er die Thür seiner Stube hinter sich geschlossen, verwandelte sich fast jäh der Ausdruck seiner Züge. Es war, als fälle etwas ihnen gleich einer Masse Aufgezwungenes herab und ein fremdes Gesicht, nicht dasjenige Follart Sundermann's, komme darunter hervor. Nicht mit der gleichmüthig nüchternen Ruhe eines trocknen Juristen; zwischen einem zitternden Muskelspiel des ganzen Antlitzes sahen ihr umschweifende, wie im Fieber glänzende Augensterne hervor. Nur kurz, dann, sich haltlos setzend, vergrub er das Gesicht in beide Hände.

Draußen rauschte einörmig der Regen, und ab und zu kam dumpf-tönig der Schlag der Wanduhr vom Flur herauf. Follart sah ohne Veränderung, bis ihm zwölf Schläge an's Ohr klangen. Nun sah er auf und murmelte: „Mitternacht, — wenn ich den Hut der Zwerge hätte —“

Ein Zucken schnitt um seine Lippen, die halb vernehmbar vor sich hin nachfügten: „Was hülfte er mir, — wer Dornen säet, muß Dornen ernten.“

Die Luft im Zimmer erstickte ihn, er öffnete, doch mit geräuschloser Vorsicht das Fenster und blickte in die

lichtlos schwarz über Allem liegende Nacht. Dann wandte sein Gesicht sich langsam in die Richtung, wo es in der Nacht seiner Ankunft weiter an der Hauswand entlang einmal einen ungewissen Schimmer wahrgenommen. Allein heute durchdrif kein blaues Wettergelaucht die Finsterniß, die schwer herabströmende Wolkendecke barg nichts von elektrischer Kraft. Nur aus dem Fenster einer Erdgeschloß-Stube zur Rechten Follart's fiel noch durch niedergelassenes Rouleau ein matter Lichtschein auf das triefende Gartengebüsch hinaus. Sein Vater hatte sich noch nicht zur Ruhe begeben, sondern saß augenscheinlich noch thätig am Schreibtische.

Die heftigen Sommerstürme hatten an manchen Orten auf dem Lande üblen Schaden angerichtet, das Korn niedergeschlagen, Fortungen zerschmettert, selbst da und dort Hausdächer fortgerissen, aber böser noch war ihr Haufen auf der See ausgefallen. Zahlreiche Fischerboote kamen nicht wieder heim, und auch von manchen größeren Fahrzeugen blieb alle Nachricht aus; sie mußten mit Mann und Maus in Nacht und Brandung verschwunden sein. Andere lagen, auf Untiefen und Klippen geworfen, von der mühsam geretteten Mannschaft verlassen, durch die schriftliche Botschaft über den Schiffbruch einlief. Unter ihnen befand sich ein stattlicher, auf ein Riff an der Ostküste der Insel Gotthland geschleudert Schooner und ein vom Kapitän desselben aus Schweden an den Senator Sundermann eintreffender Brief theilte diesem in erster, kurzer Benachrichtigung mit, es sei die „Tina“, Mannschaft fast wie durch ein Wunder an's Land gekommen, Ladung und Schiff verloren.

Der Empfänger dieser schlimmen Meldung faltete das lakonische Schriftstück mechanisch zur Schmalheit eines kleinen Fingers zusammen, blieb, wohl eine Viertelstunde, stumm darauf niederblickend, sitzen. Dann stand er auf und weder sein Mund noch seine Miene verrieth den Hausbewohnern etwas von der erhaltenen Unglückskunde. Er zeigte sich den Tag hindurch von heiterer Gesprächigkeit, als sonst; es war sein Thun von jeher, Uebles allein zu tragen. Am anderen Morgen trat der Buchhalter, um Briefe zur Unterschrift vorzulegen, bei ihm ein, blieb danach noch mit etwas befangenem Gesichte und äußerte dann: „Ich — sollt' es vielleicht nicht — sagen, Herr Se—senator, aber es ist ein Gerücht in der St—stadt, die „T—tina“ wär' untergegangen.“

Sundermann nickte ruhig: „Ja, es ist so, Carstens, doch die Mannschaft gerettet. Sie brauchen indeß noch Niemandem davon zu sagen.“

Der Buchhalter versetzte betroffen: „Al—so ist es wahr — mein Gott, die „T—tina“ — man hätt' viel eher gedacht, der „D—dode“ könnt' 'mal was Böses passieren. Sie war so t—tätig und s—sicher und muß das erleben. Aber Herr Se—senator s—sind ganz ruhig dabei — die Leute s—sind ja durchgekommen — und das Sch—schiff wird ja gewiß gut verj—sichert s—sein. Dann geht's ja mit dem Unglück.“

„Ja, es ist unangenehm, nichts mehr. Natürlich war das Schiff versichert, — die Ladung ebenfalls.“

Der Senator drehte von den auf ihn gerichteten Augen des Buchhalters das Gesicht nach seinem Schreibtisch um, nahm aus einem Schubfache desselben einen Beutel mit holländischen Ducaten und fügte nach: „Heut' Mittag wird der Hamburger Wechsel präsentiert werden; hier, Carstens, bringen Sie es in Ordnung, ich habe noch andere Geschäfte.“

Der Beauftragte nahm das Säckchen und erwiderte: „Dann ist es ja in Richtigkeit, Herr Se—senator. Die gute T—tina! Mein Gott, wie so etwas vom blauen Himmel kommt. Es hätt' mir wahrhaftig um die „D—dode“ weniger leid gethan.“

Auch heute gab sich in der Stimmung Sundermann's keine Veränderung kund; als er am Mittag zu Tisch kam, sprach er seine Freude über das endlich wieder eingetretene schöne Sommerwetter aus und plante fröhlich für sich und die beiden Mädchen eine Betheiligung an der nächsten Fahrt der „Dode“ nach einer der dänischen Inseln hinüber. Tina war sehr einverstanden damit; sie stellte sich den Aufenthalt auf dem Schiffe löstlich vor, in ihre ruhigen Augen schien ein Glanz freudig vorausblickender Erwartung zu kommen. Die Suppe stand aufgetragen, Follart hatte sich indeß noch nicht eingefunden, und man wartete auf ihn. Doch umsonst; er mußte durch etwas abgehalten sein. So setzten die Anderen sich, schon früher von ihm kundgegebenem Wunsche gemäß, sich bei etwaigem Verspäten seinerseits nicht um ihn zu kümmern, an die Mahlzeit. Dode aß rasch ein Weniges, dann stand sie auf und äußerte: „Vielleicht müßt es nach dem Sprüchwort, wenn ich gehe, daß er dann eher kommt.“ Es sollte wohl eine Scherzrede sein, doch der Tonklang ließ sie nicht als solche empfinden. Der Senator sah der Fortgehenden nach und fragte: „Was hat Dode?“ Tina antwortete: „Du weißt, sie ist manchmal etwas wunderbar; ich will die Speisen

für Follart warm stellen lassen.“ — „Ist er — hat er gesagt, ob er auf's Rathhaus gehe?“ — „Ich glaube, ja, denn ich sah, daß er ein dickes Buch unter'm Arm mitnahm, das er von Dir bekommen.“

Heiß und sehr still lag der Nachmittag über dem Hause. Sundermann saß in seiner Stube und von Dode war nichts zu gewahren; Tina gab sich emsig häuslicher Thätigkeit hin. Nur ein Weilschen klang ihre Stimme, mit einer anderen vermischt, hell auf. Heinrich zur Modden kam wegen einer Anfrage vorüber, traf Tina auf dem Flur und diese theilte ihm den Plan ihres Vaters bezüglich der nächsten Fahrt der „Dode“ mit. Das gab ein kurzes scherzhaftiges Hin- und Hergerede zwischen beiden; der junge Kapitän fragte, ob sie nicht Bedenken habe, ihr Leben in Wind und Wasser auf's Spiel zu setzen. Nein, erwiderte sie, sie vertraue ganz seiner Kundigkeit und Achtsamkeit. Eben das, meinte er, sei ein unsicherer Verlaß; kein Seemann habe gern ein junges Mädchen an Bord, da es nach altem Schifferglauben leicht die Augen blind mache, Klippen und Untiefen nicht rechtzeitig zu sehen. Tina antwortete: „Dann will ich Dode anrathen, die Fahrt nicht mit zu machen, so wird jedenfalls aller Gefahr vorgebeugt, denn von mir steht gewiß für keine Augen etwas zu befürchten.“ Sie lachte dazu und Heinrich zur Modden lachte ebenfalls: „Ja, wenn Fräulein Dode nur nicht dabei ist, da riskir' ich's schon; das haben Sie richtig herausgeföhlt, Fräulein Tina, und ich will mir für die Fahrt noch ein paar Aushilfsaugen mitnehmen. Aber auf dem Schiff hab' ich das Commando, und was an Bord ist, muß Ordre pariren, außer dem Herrn Senator. Das sag' ich voraus zum Bedenken, Fräulein Tina.“

„Nun, darauf will ich's wagen; ich denke nicht, daß Sie Unmenschliches von Ihrer Mannschaft verlangen.“

Er reichte ihr die Hand und ging, sich an der Hausthür noch einmal umblickend; über der Unterhaltung hatte er offenbar den Zweck, der ihn hergeführt, völlig vergessen. Das große Gebäude lag wieder lautlos, nur von den Lippen Tina's kam dann und wann ein Ton. Sie war eine Tochter ihres Landes, das nach dem Sprüchwort „nicht singt“, aber heut' summt sie bei ihrer Arbeit ab und zu leistungsmäßig eine alte Volkslied-Melodie vor sich hin.

Am Abendtische fanden sich wieder nur dieselben drei Personen zusammen, wie am Mittag. Follart fehlte abermals, und der Senator fragte verwundert, wo jener sei; etwas von Unruhe klang hindurch. Tina erinnerte sich einer kürzlichen Aeußerung ihres Bruders, daß er einmal eine weitere Segelfahrt zu machen gedente; wahrscheinlich habe er bei dem schönen Wetter plötzlich ein Boot genommen und diese Absicht ausgeführt. Das veranlaßte Sundermann zu der nochmaligen Frage, ob Follart denn nicht nachträglich zum Mittagessen gekommen. Tina wußte es nicht, sie hatte den Nachmittag so viel zu besorgen gehabt, daß sie ganz vergessen, sich danach zu erkundigen. Die gerade hereintretende Hausmagd gab Auskunft, nein, der Herr Bürgermeister sei nicht da gewesen. „Solches Ausbleiben ohne Benachrichtigung ist sonderbar,“ sagte der Senator; „er weiß doch von jeher, daß ich das Innehalten der Hausordnung wünsche.“ Die Stimme des Sprechers hatte ein wenig Athembeklemmtes, er hustete ein paar Mal nach seinen Worten und fügte hinzu: „Ich bin etwas rauh im Halse, wohl ein bißchen Erkältung.“ Tina warf scherzend ein: „Der Herr Bürgermeister denkt vielleicht, für die oberste Respectsperson in der Stadt sei eine Hausordnung nicht mehr zu fürchten.“ Dode hatte schweigend gesehen; sie stand jetzt auf und äußerte kurz: „Ich weiß, weshalb er nicht kommt, und will für künftig sein Fortbleiben verhüten.“

Sie ging, ehe Jemand sie nach der Bedeutung ihrer Worte zu fragen vermochte, rasch auf den Flur hinaus und weiter in den Garten. Es war August und das Taglicht jetzt um diese Stunde schon erloschen; doch statt vom westlichen, begann vom östlichen Horizonte eine Helle auszugehen. Während der Regenzeit hatte man bis heute nichts von dem abendlichen Vorhandensein und Zunehmen des Mondes bemerkt, aber nun schob sich die beinahe volle Scheibe über die Hügelwellen an der Hafembucht zum wolkenlosen Himmel herauf. Ueberallhin hub ein Glimmern und Blitzen an, eine rieselnde Glanzbahn durchzog das leicht bewegte Wasser. Dode war von der Rückseite des Gartens in's Feld hinausgegangen und blickte in die ungewiß umhergebreitete, wie mit silbernem Strahlennetz überzogene Ferne. Sie wollte nicht gerufen oder aufgefunden werden, um Rede stehen zu sollen, deshalb hatte sie sich aus dem Bereich des Hauses fortbegeben. Hier war es einsam still in schwülem, vom Feldzaun herüber ziehenden Geißblatt-Blüthenduft, nur Unkenruf kam von einem Teich, eine Ohreule schoß ihr einmal unhörbar dicht am Gesicht vorbei und ihr eigenes Herz schlug rasch hämmern. So schritt sie wohl eine Stunde lang hin und wieder, doch offenbar lag kein Grund für ihre weite Entfernung vom Hause vor, es suchte Niemand nach ihr. Mehr und mehr empfand sie deutlich, es denke

Niemand mehr an sie, bekümmere sich nicht um ihr Thun und Weiben. Nur äußerer Schein war's, daß es anders sei, innerlich beschäftigte Jeder sich allein mit seinem Trachten und Hoffen, Tina wie ihr Vater. Dode fühlte, sie könne lange abwesend sein, die Nacht hindurch, bis zum nächsten Mittag, ohne daß sie Jemandem fehle. Sie konnte für immer fehlen, ohne von Jemandem entbehrt zu werden. Und sie besaß nichts, sich damit zu beschäftigen, kein Hoffen und Trachten.

Oder doch, eines. Langsam kehrte sie in den Garten zurück, setzte sich dort auf eine überschattete Bank. Die Worte am Abendtisch waren ihr wider Willen entfahren, aber sie hatte gesprochen, was ihr mit dem Hammerschlage als fester Entschluß in der Brust klopfte. Schon lange, Tag um Tag anwachsend, und als Unabänderliches stand es heute vor ihr. Ihr Vorhandensein bildete einen Mißklang im Hause; bis zum Beginn dieses Sommers war das nicht so gewesen, hatte der Senator ihr in seinem Herzen das Recht einer Tochter, mehr als Tina, eingeräumt. Doch seit der Rückkehr seines Sohnes war er fortschreitend verändert, in sich gezogen, sein Blick ruhte nicht mehr mit der ehemaligen freundlichen Helle auf ihr, konnte manchmal fast etwas schen Ausweichendes besitzen. Es war der Einfluß Follart's, von dem Alles ausging, sein von Kindheit auf genährter, jetzt mit ihm großgewachsener Haß gegen sie, die Fremde, in die Familie rechtlos Eindringene. Seit heute vermochte er sich nicht mehr zu überwinden, mit ihr am Mittag- und Abendtisch zusammen zu sitzen. Er konnte sie nicht aus dem Hause treiben und blieb fort. Aber solcher Wiederholung sollte es nicht bedürfen; sie ging von selbst.

Durch das Gartengebüsch schimmerte der Lampenschein aus der Stube des Senators, dann noch höher oben ein Licht im Zimmer Tinas; sie legte sich zu Bett, ihre Kerze losch aus. Dode hatte darauf gewartet; wenn das Haus ruhig geworden, wollte sie zu ihrem Pflegevater hineingehen. Doch sie blieb noch sitzen; was ihr Mund sprechen sollte, wußte sie, aber sie sann noch über das Wie, bereitete sich auf die Entgegnung, welche die Kundgabe ihres Vorsatzes hervorrufen werde. Und dann, auch die Heimkunft Follart's wollte sie noch erst abwarten, um nicht durch einen Zufall mit ihm zusammen zu treffen. So horchte sie durch die Nachtstille auf seinen Schritt nach der Straße hinüber.

Dann fuhr sie plötzlich einmal zusammen. Sie hatte den Kopf zurückgelehnt und wohl einige Augenblicke, von Müdigkeit überwältigt, das Bewußtsein verloren gehabt; nun klang ihr ein herannahender Schritt an's Ohr. Doch kam er nicht von der Straße her, sondern rückwärts hinter ihr durch den Garten und eigener Art, wie von schwerfällig sich bewegenden Füßen. Das konnte Follart nicht sein; so lange sie dachte, kannte sie im Dunkel seinen immer gleichgebliebenen, schon in der Knabenzeit ruhig sicheren Schritt. Und dennoch war er's, seine Gestalt tauchte jetzt unweit vor ihr auf kleinem, offenem Plaze in's fast taghelle Mondlicht. Verhaltener Athems duckte sie sich auf ihren Schattensitz zusammen und sah hinüber. Etwas Sonderbares lag in seiner Haltung und seinem Verhalten; er blieb stehen und blickte starr gegen das Haus hin, nach dem Lampenschimmer seines Vaters, dann zum lichtlosen Fenster Tinas hinauf. Es regte den Eindruck, als scheue er sich, gehört und gesehen zu werden, suchte behutsam von der Rückseite her zur Hausthür hinanzuschleichen. Nun setzte er den Fuß wieder vor, doch unverkennbar ging er schwankehend, mit einer leicht hin und her taumelnden Bewegung des Körpers. Da fiel ein Baumstamm über ihn, und er verschwand.

Was bedeutete das? Dode stand aufgesprungen und horchte ihm nach. War es dahin durch seinen Widerwillen gegen sie gekommen, daß er nicht nur den Tag hindurch fortblieb, sondern Vergessenheit seines Mißmuthes bei der Weinflasche suchte und in der Nacht betrunken nach Hause kehrte? Betrunknen! Es ging Dode wie ein Nis durch die Brust. Alles hätte sie eher zu denken vermocht, als ihn in solchem Zustande. Häßlich entstellte es ihr sein Bild, wie sie es immer als etwas Unwankbares in sich getragen. Und sie war die Ursache, trug die Schuld daran.

Fraglos übte, wie die elektrische Spannung des Gewitters, auch das Vollmondlicht einen Einfluß auf die Erregbarkeit ihrer Nerven. Es trieb sie gegen ein inneres Sträuben körperlich fort; sie wußte nicht, was sie wollte, aber sie mußte ihm nach. Lautlos huschend, folgte sie, hörte im Hause seinen Schritt die Treppe hinansteigen. Er nahm sich merkwürdig jetzt zusammen, kein Geräusch zu verursachen, doch die Verwirrung seiner Sinne mußte sich noch erhöht haben. Nach kurzer Weile knarrte leise eine Thür, deren Ton dem Ohre der Nachschlafenden genau und untrüglich bekannt war. Er hatte sich vergriffen, hielt das Zimmer Tinas für das seinige und trat zu ihr hinein. Das Herz Dodes setzte, tödtlich erschreckt, einen Schlag aus. Wenn sie, schlaflos liegend, droben auf ihrer Stube gepresen wäre

und er sich anders geirrt, ihre Thür geöffnet und plötzlich im Mondlicht vor ihr gestanden hätte —

In dem Zimmer, in das Follart eingetreten, war es so hell, daß jede Einzelheit sich deutlich unterscheiden ließ. Tina schlief bereits, doch drehte den Kopf bei dem Geräusch auf dem Kissen um und fragte: „Was ist? Müßten wir schon auf's Schiff? Und Sie kommen selbst, um mich zu holen? Das ist hübsch —“

„Wach' auf, Tina! Ich bin's.“
Eine gedämpfte Stimme sprach's, doch mit einer zwingenden Forderung, so daß die Träumende halb aufsprang und, die Augen öffnend, verwundert Antwort gab: „Follart, — ja, bist Du es, Follart? Warum schläfst Du nicht?“

„Es ist keine Nacht dazu, Tina.“ Er setzte sich auf den Rand ihres Bettes, griff nach ihrer Hand und hielt diese gewaltsam mit seinen Fingern umpreßt. „Als Kind habe ich manchmal nächtens so bei Dir gesessen, — lange nicht mehr, heute muß ich's noch einmal. Ich habe Dir etwas zu sagen, nur Dir, Abschied von Dir zu nehmen. Wenn der Tag kommt, bin ich fort von hier, für immer, Ihr seht mich nicht wieder.“

Seine Stimme zitterte, und Zittern durchlief seinen Arm, der ihre Hand hielt.

(Fortsetzung folgt.)



Kopie des Originals.

Die deutsche Burschenherrlichkeit.

Von Hans von Stetten.

Das ist eigentümlich, aber Neffe Gerhard . . . oder richtiger vielleicht: Nichte Ely hat immer die besten Burschen. Nichte Ely ist, um Mißverständnissen von vornherein die Spitze abzubrechen, nämlich die Ehefrau und gestrenge Herrin des Hauptmannes von Gerhard, meines werthgeachteten Neffen. Und um mein liebes Nichtenchen nicht etwa noch weiteren Aufsehbungen auszusetzen, die vielleicht gar Otto's Carrière gefährden könnten, erkläre ich vorweg feierlich, daß die „deutsche Burschenherrlichkeit“, welche ich im Sinne habe, weder mit der Wartburg, noch mit dem alten, braven Turnvater Jahn, noch sonst überhaupt mit demagogisch-landesvaterverrätherischen Antrieben irgend etwas zu thun hat. Otto und Ely's Bursche, — „unser Bursche“ sagt sie, „mein Bursche“ sagt er, — war allezeit, d. h. seit der Zeit, wo sie verheirathet sind, ein simpler Grenadier, über dessen unschuldsvolle Lippen niemals ein blutigrothes Lied kam.

Ich bin kein ganz junger . . . hm! seien wir ehrlich: ich bin ein älthlicher Onkel, und Ely und — hm! auch Otto sind von großer Güte mir gegenüber, es liegt wohl an mir, daß mir ein liebes Lächeln auf Ely's rosigen Lippen oft werther erscheint, als Otto's immer etwas dienstunfähig angehauchte Freundlichkeit. Ich gebe mich nicht der Illusion hin, daß er mich etwa gar des Verdachtes würdigt, ein erfolgreicher Courmacher meines reizenden Nichtenchens zu sein, — daß ich ihr freilich etwas den Hof mache . . . hm! wozu bin ich denn ihr „alter“ Onkel?! Und sie weiß, wie wohl solchem alten Herrn ein Frauenlächeln, ein liebes Wort, wie wohl dem alten Junggesellen die Duldung in einem behaglichen Heim thut.

Ueber diese Behaglichkeit aber wollte ich jetzt plaudern. Sie hängt nämlich nach meinen stillen Beobachtungen in einer Offiziers-Familie nicht zum kleinsten Theile von der „Güte“ des Herrn Burschen ab, und diese wiederum ist ein Product seiner Erziehung.

Der Bursche des unverheiratheten Offiziers ist eine wildblühende Pflanze, ein oft recht herzlich ungechliffener Dia-

mant. Er geht für seinen Herrn durch's Feuer, aber er trägt nicht selten dessen Strümpfe; er weiß die bössartigsten Gläubiger zu verschrecken, aber er betrachtet es als heilige Pflicht, seinen Gebieter durch rege Mithätigkeit vor Nicotin-Berückung zu bewahren; er richtet alle Aufträge und Bestellungen auf das Pünktlichste aus, aber nur an den Orten, wo er für dieselben ein Trinkgeld eintauscht; er räumt das Zimmer auf, aber er schon den Staub dabei sorgfältig; er wäscht die Teller der Lieutenants-Ausstattung ab, aber er zerbricht jede Woche einen des vorhandenen Vierteldußend: mit einem Worte: in ihm steckt ein goldener Kern, dem aber, — Ausnahmen beistimmen nur die Regel, — jede Entwicklung fehlt.

Der Bursche eines verheiratheten Offiziers ist in der Regel, was der Kaufmann Mittelwaare nennt. Es wäre eine große Ueberschätzung, wollte man behaupten, daß die p. p. Peterfen, Nareds und Strubelskis ausnahmslos mit der Naturanlage zum Silberdiener in den Salons der gnädigen Frau ihren Einzug hielten. Im Gegentheil, es wird schon dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Das müßte ein schlechter Kompagnie-Chef sein, der aus dem letzten Ersatze sich nicht die gewandtesten und brauchbarsten Leute für die Freirentenköpfe reservierte; aus der Elite der Uebrigen werden demnächst erst die allerhöchsten Herren vom Major aufwärts mit Burschen bedacht, aus dem Reste die Herren Lieutenants und der gestrenge Capitano selbst, — des Feldwebels, der sich und seiner Frau meist noch einen besonders guten „Bücher“ zuzuwenden weiß, nicht zu vergessen.

Aus dem Mittelgut aber soll sich im Laufe weniger Wochen ein perfecter Silberdiener entpuppen!

Ich glaube nun eigentlich nicht, daß mein guter Otto der Zauberer ist, der einen ungelerten Bauerjungen in kürzester Frist zu einem Wunder von Diener umwandelt. Nicht daß ich seine treffliche Einwirkung unterschätze, seine Bestimmtheit im Hause, die Klarheit aller Aufträge, die er giebt, den Respekt, in dem er sich zu erhalten weiß, — nicht zuletzt auch ein Körnchen homerischer Deutlichkeit, das gegebenen Falls oft Wunder thut. Aber Otto ist ein vielgeplagter Mann und will, wenn sein Kompagnie-Revier hinter ihm liegt, auch gern Ruhe und seinen häuslichen Frieden haben; es würde ihm wenig gefallen, nachdem er den ganzen Tag an den „alten Leuten“ und „Rekruten“ herumgearbeitet hat, daheim auch noch weiter zu erziehen. So ist also Frau Ely die Wunderthäterin, und nur in entscheidenden Momenten tritt Otto wohl mit dem ganzen Gewichte seiner kompagniebesessenen Autorität auf.

Neulich habe ich meine blonde Freundin deshalb in aller Form rechtens interpellirt, und sie gestand es mir zu, daß meine Vermuthung die richtige sei.

„Aber wie, wie in aller Welt, kleinste aller Feen, wie bringst Du alljährlich auf's Neue das schwere Werk zum glücklichen Ende?“

„Das ist doch sehr einfach, Onkelchen,“ lächelte sie. „Ruhe und Geduld: das sind meine beiden Mittel, die noch nie versagt haben. Anfangs, in den ersten Jahren, ging's freilich bisweilen schief: ich wurde heftig, ich lief zu Otto; Otto kam und donnerte wie ein Verrierer, — der Erfolg war, daß seine gute Laune für den ganzen Tag hin war, daß ich schließlich Mitleid für den angegröbten Tolpatsch hatte, und daß dieser selbst seine eigene Ungeklärtheit nur noch übertrumpfte. Jetzt helfe ich mir selbst, und seitdem ist Alles in der schönsten Ordnung: auch die Burschen-Erziehung will eben gelernt sein.“

„Sehr richtig, mein weißes Nichtenchen! Mancher lernt's aber nie. Du könntest mir eigentlich zum Ruh und Frommen Deiner Mißgeschicktern im Mars eine kleine Lektion geben, die ich fein säuberlich für dieselben in artige Berstein bringen würde.“

„Verse, — von Dir? Um aller guten Burschen willen, Onkel, das wäre ja entsetzlich,“ meinte die reizendste aller unartigen Nichten, hielt mir aber schließlich, nachdem ich mich feierlich zur Prosa verpflichtet, doch eine kleine Vorlesung.

„Die erste Hauptsache,“ so begann sie etwa, „ist, daß man von dem Burschen nur verlangt, was man von ihm verlangen darf. Es ist Otto's Verdienst, mich darüber von Anfang an gründlich aufgeklärt zu haben; er würde nie dulden, daß unser Silberdiener eine Arbeit verrichtet, die mit dem Rode des Königs in Widerspruch steht. Du wirst ihn bei uns etwa nie Fenster putzend, mit dem Henckelkorbe am Arme über die Straße gehend oder gar Babynchens Wagen schiebend gesehen haben. — Alles gewiß sehr ehrenwerthe Beschäftigungen, besonders die letztere, aber doch Beschäftigungen, die für einen Soldaten nicht passen und die Peter oder Paul nur mißmüthig machen.“

Die zweite Hauptsache ist, daß man auf der guten Grundlage, welche in der Kaserne gelegt wurde, weiter baut, daß man die Sauberkeit, Willigkeit und den strikten Gehorsam, die ihm dort anezogen wurden, gründlich benützt. Solch' Mann ist an eine streng geregelte Thätigkeit gewöhnt, und diese muß man ihm auch im Hause schaffen. Jeder neue Bursche bekommt daher von mir eine gedruckene Tageseintheilung („das heißt, ich habe sie aufgesetzt, und Otto schrieb sie ab,“ schob mein Schlaufuchs ein), die mit dem Aufstehen beginnt und ihm im Allgemeinen für jede Stunde seine Arbeit zuweist: Heizen, Ottos Stube aufräumen, Lampen in Ordnung bringen, Decken, Silberputzen x. Daß diese Tageseintheilung oft über den Haufen gestoßen wird, schadet nichts, — sie bleibt für ihn, besonders im Anfange, doch ein vortrefflicher Anhalt und hat sich immer bewährt.

Sehr wichtig ist es dann, daß Herrn Peter jede Obliegenheit eingehend gezeigt, erörtert und vorgemacht wird. Ich muß das, etwa beim Heizen, natürlich dem Mädchen überlassen und kann nur controliren, daß es geschieht. Das Decken zeige ich ihm aber. — Frau Ely blickte etwas todt auf ihre schmalen, wohlgepflegten Fingerchen, — „ebenso das in Ordnung bringen der Lampen und Rehnliches. Es wirkt ganz anders, wenn die Frau des Hauses das selbst thut, der Bursche gewinnt mehr Interesse, er denkt: „Die versteh's, da mußt du aufpassen.“ Aber nur in den seltensten Fällen genügt ein einmaliges Zeigen, man muß sich Ruhe und Geduld und wieder Ruhe und Geduld predigen, wenn man zum Ziele kommen will.

Schwerer schon ist das Bedienen bei Tische, denn die Künste des Servirens sind den braven Leuten natürlich völlig böhmische Dörfer. Auch hier muß Instruiren allein gar nichts, es muß exercirt werden: so lasse ich denn den Tisch decken, setze mich, — innerlich oft vor Lachen fast sterbend, — ganz ernst und feierlich an die Tafel, sage ihm: „Da sitzt Frau von X., dort Frau Oberst, dort Monsieur so und so!“ und er muß, mit der Suppe beginnend, serviren. Es giebt natürlich nur leere Schüsseln, ich werde Dich aber das nächste Mal zu einem solchen markirten Diner einladen, Onkelchen!“



Spinnerei. Von Karl Mücke — Siehe Seite 31.

selbe, nachdem sie bereits sorgfältig gespült ist, nochmals durch Wasser gezogen wird, dem etwas Spiritus und Terpentin beige-mischt ist. 3 Eßlöffel Spiritus und 1 Eßlöffel Terpentinöl sind für 4 Eimer Wasser ausreichend. Nach dem Ausringen wird die Wäsche zum Trocknen an die freie Luft gehängt.

Balesta in Thorn.
Anstrich von Messing-Schlössern (XVI, 104). — Man überzieht häufig Messing-Schlösser, um das Rosten abzuwehren, mit einem farblosen Lack, der in jedem Droguen-Geschäfte zu erhalten ist. Bei Messing-Schlössern, die viel benutzt werden, würde sich aber doch mit der Zeit Grünspan ansetzen. Besser und nachhaltiger möchte sich ein Anstrich mit einem klaren Goldlack erweisen, welchen Sie auf folgende Weise leicht und billig herstellen können: Man setzt zu einem halben Liter Spiritus von 95°, 25 Gr. besten Schellack und 2 Gr. Drachenblut, schüttelt die Flasche tüchtig um und wiederholt dies Umschütteln während einer Woche täglich einmal. Dann gießt man die klare Flüssigkeit in eine andere Flasche ab und setzt noch so viel Spiritus hinzu, bis der Lack sich mit einem Kamelhaar-Pinsel streichen läßt. Durch Zusatz von Gummi-gutt kann man noch Belieben verschiedene gelbe Farbentöne erzielen. Will man den Anstrich vornehmen, so muß man die abgenommenen Schlösser bis 80° R. erhitzen. Dann wird der Lack mit einem breiten Kamelhaar-Pinsel schnell aufgetragen, wonach man die Schlösser in einem warmen Ofen eine halbe Minute trocknen läßt.
 H. S. in Karau.

Zander (XVI, 168). — Nachdem der Fisch geschuppt, ausgeweidet, von den Flossen befreit und tüchtig gewaschen ist, zieht man ihm die Haut vom Rücken ab, spickt ihn dicht mit feingeschnittenem Speck und salzt ihn innen und außen. Hierauf legt man den sauber zubereiteten Zander mit dem Rücken nach oben in eine Bratpfanne, giebt etwas Gewürz, Lorbeerblätter, Citrone, sowie auch einige Scheiben Zwiebel hinzu und gießt dann eine halbe Flasche Rheinwein und etliche Tropfen französischen Essig darüber. Man bedeckt nun den Fisch mit einem Butterpapier und läßt ihn unter häufigem Begießen in $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Stunden gar werden. — Um die Sauce sämig zu machen, fügt man einige rohe Eigelb, die mit Butter und einem Theelöffel Mondamin geschlagen worden, hinzu, nimmt sie aber sofort vom Feuer, sowie sie anfängt dick zu werden.
 F. M., Berlin.

Gurkenwasser (XVI, 136). — Die Gurke findet vielfach zu Schönheitsmitteln Anwendung, zu Gurkenwasser, Gurkenmilch, Gold-cream, Gurken-Essenz und Haut-Pomaden. Der Werth dieser wie der meisten Schönheitsmittel ist etwas zweifelhaft und beruht vielfach auf Einbildung. Am wirksamsten erweist sich die Gurken-Pomade; sie erhält und verbessert die Gesichtshaut und ist wegen ihrer angenehm kühlenden und bleichenden Eigenschaft besonders denjenigen Damen zu empfehlen, die Neigung zu Hitzblättern haben. Die Herstellung ist leicht und einfach und stellt sich zur Sommerzeit sehr billig; doch möchte ich rothen, nur das feinste Olivenöl und womöglich weiße Gurken zu verwenden. Nachdem man einige Gurken gerieben hat, vermischt man sie in einem Porzellan-Gefäße mit einer gleichen Menge von Olivenöl und stellt dann das Gefäß in einen mit Wasser gefüllten Topf, das bis zum Sieden erhitzt wird, während man die Mischung stets umrührt. Hierauf gießt man dieselbe durch ein Haarsieb, fügt feine geriebene Gurken hinzu und verfährt auf gleiche Weise noch zwei bis drei Mal. Die sehr ölige, glänzend weiße Pomade wird am besten Abends vor dem Schlafengehen angewendet. Man wäscht das Gesicht mit kaltem Wasser, reibt dann etwas von der Pomade ein und wäscht endlich das Gesicht mit einem feinen Tuche sanft ab.
 Minna H., Straßburg.

Spencer nennt ihn den Tag, an welchem Amor Hof hält. Shakespeare, Walter Scott, Volz und viele Andere erwähnen ihn. Die frühesten poetischen Spuren finden sich bei dem Poeten Vergate, den Carl, Herzog von Orleans, 1415 zu Poitiers gefangen genommen.

Chaucer grüßt den Tag, als Schluß des Winters; er singt — ich übersehe frei:

St. Valentin steht auf den sonnigen Höh'n,
 Vertreibt die schwarzdunkle Nacht.



Mäuschen,
 Komm aus deinem Häuschen,
 Meiner Dieb,
 Hab' dich freigei.

Es singen die Vöglein mit Freudengetön
 Das Lob seiner lieblichen Nacht.
 Er einigt die Pärchen, sie jubeln zu Zweien,
 Die Seine fand Jeder im wonnigen Maien!

Misson, ein Reisender Anfang des vorigen Jahrhunderts, schreibt: Am Abend des St. Valentins feiern die jungen Leute in England und Schottland nach alter Sitte ein Fest. Jünglinge und Jungfrauen versammeln sich in gleicher Anzahl,



Es lenzt nicht, eh'
 Gewesen Schnee.

schreiben ihre Namen auf verschiedene Zettel, welche verlost werden, sodas jedes Mädchen einen Jünglingsnamen, der Jüngling den des Mädchens erhält.

Einis ist nun des Anderen Valentin.
 Die jungen Pärchen, welche das Geschick vereinigt, geben allerlei Feste, Bälle, Abendessen, und nicht selten endigt der Spaß im Ernst echter Liebe.

Man hat sich viel Mühe gegeben, den Ursprung dieses Festes herauszubekommen. Einige wollen es von den Lupercalien her-



Ein wenig Liebe wärmt oft mehr,
 Als tausend Flammen rings umher.

leiten, diese waren aber am 15. Februar. Etwas Heidnisches mag wohl zu Grunde liegen; wir brauchen uns dessen nicht zu schämen, ist doch manches freundliche Naturfest auf uns übergegangen, geweiht durch einen heiligen Hauch, welcher den unbewußt nach der Gottheit trachtenden Geist mit überirdischem Lichte bestrahlt.
 St. Valentin war ein römischer Priester, welcher wegen Unterstüßung der Christen unter Claudius II. enthauptet wurde. Seine



Liebe und Mai
 Sind selten trostfrei.

Gebirge werden in der Kirche St. Praxedis in Rom aufbewahrt, wo auch ein Thor nach ihm den Namen Porta Valentini führte. Durch Pepys's Tagebuch, diesen merkwürdigen Bericht des häuslichen Lebens Englands unter Karl II., erfahren wir, daß auch verheirathete Leute als Valentin gewählt werden können. Pepys erzählt von kostbaren Geschenken, welche bei solcher Gelegenheit gesendet werden.

Der Herzog von York giebt Miß Stuart, nachmaliger Herzogin von Richmond, als ihr Valentin ein Juwel im Werthe von 800 Pfund Sterling; Lord Mandeville, der im nächsten Jahre ihr Valentin ist, einen Ring von etwa 300 Pfund Sterling Werth.

Pepys selbst schenkt seiner Frau am Valentins-Tag 1668 einen Türkis mit Brillanten und bemerkt dazu: Ich bin dieses Jahr meiner Frau Valentin, es wird mir 5 Pfund Sterling kosten, aber wären wir nicht Valentine gewesen, hätte ich es anderweit ausgeben müssen.

Jetzt sind die Pärchen St. Valentins verschwunden, aber noch lange erhielt sich die Sitte heimlicher Geschenke; der Hauptstoß dabei war, unerkannt zu bleiben.

Zarte Kärtchen mit Amoretten, Cupido's, Rosen, Schäfer-Idyllen, Herzen, zerbrochenen und unzerbrochenen, wurden verandt, bis eine materiellere Zeit den Liebesgaben eine derbere Form gab in der Gestalt von Schinken, Pastern, Pasteten und dergl. mehr, bis endlich ein übertriebener Luxus sich der Sache bemächtigte. Darin findet jeder unschuldige Scherz sein Ende.

Welch eine Wonne war der St. Valentins-Tag für die kleine Welt! Das Kind liebt die Heimlichkeit, hofft von ihr das Höchste, glaubt fest an die Wunschgetrube, welche Schätze entdeckt.

Die geschlossene Schachtel, das versiegelte Packet sind ihm Gegenstand höchster Seligkeit, — es klingelt, — da liegt's vor der Thür, wie vom Himmel gefallen, — und noch eins, — wieder eins, — mag auch nur ein kleiner Plunder darin sein, die Art, wie es kam, vergoldet Alles! Schade, wenn solche sonnige Tage im Alltagsgran des Lebens verschwinden. In den großen Städten kann es ja nicht anders sein; die Wellen des Verkehrs gehen zu gewaltig, man ist froh, wenn nur das Nothwendige ge-



Eines Liebes-Abenteuer.

schleicht, aber die kleinen Städte sollten sich diese freundlichen Luftbarkeiten, welche ihnen erreichbar sind, nicht entgehen lassen.

Und so möchte ich den liebenswürdigen Heiligen mit meinen Lenz- und Liebeskärtchen denen empfehlen, die noch ein Herz für alten Brauch und Platz zu einem kleinen Schrein für ihn haben.



Nach ein Liebespaar!

Nachdruck verboten.

St. Valentins-Tag.

Von Marie von Olfers.
 Mit Skizzen von der Verfasserin.



Amor, sagt man, sei ein Kind,
 Aber es wächst nur zu geschwind.

Die wenigsten Menschen in Deutschland haben wohl eine Ahnung von dem freundlichen Heiligen Valentin, der wie ein Liebesbote mit dem Lenz erscheint, um die Jugend zu vereinen. Britannien und seine Dichter wissen desto mehr davon zu erzählen.



Serichen, komm' heraus,
 Der Lenz ist da, der Winter ist aus.